

Jahrgang II.

No. 2.

Mai 1912.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Politisches Variété. — Aus dem „Krater“. — Tagebuch
ans dem Gefängnis. — Bemerkung-en. — Der rührige Zensor.
— „Titanic“. — Die Jesuiten. — Vom Geistesmarkt.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Kain-Kalender

für das Jahr 1912

Herausgeber: ERICH MÜHSAM

Sämtl. Beiträge sind vom Herausgeber :: Preis 1 Mark

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
KAIN-VERLAG, MÜNCHEN, Baaderstrasse 1 a.

Kulturgemeinschaft Freie Generation.

Soeben erschienen:



Jahrbuch der Freien Generation für 1912



Dokumente der Weltanschauung des Anarchismus —
Sozialismus.

Aus dem reichhaltigen Inhalt des 128 Seiten umfassenden, illustrierten Bandes heben wir hervor:

Peter Krapotkin: Ueber Leo Tolstoi. — Lulpi: Die Grundlagen des freien Sozialismus. — Pierre Ramus: Aus den Folterkammern des Staates. — Aufruf der Internat. Antimilitarischen Assoziation: An die Rekruten Frankreichs! Frit? Brupbaaher: Die Aufgaben des Anarchismus im demokratischen Staate. — Otto Karmin: Sylvain Marechal und die Verschwörung der Gleichen. — Alexander Berkman: Der Fehlschlag des Kompromisses zwischen Ideal und Wirklichkeit — Andreas Kleinlein: Der Syndikalismus in Deutschland. — Domele F. Niguwenhü'»- Aus dem Lehen eines revolutionären Kämpfers etc. etc.

Einzelexemplar (inkl. Porto) Mk. 1.—, bei Bezug von 3 Exerapl. für insges. Mk. 2.25.

Sämtliche Geldsendungen richte man an:

Rudolf Grossmann, Klosterneuburg (bei Wien)
Kierlingerstr. 183, Nd.-Oesterreich.

Jahrgang II.
No. 2.

München,
Mai 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Politisches Variété.

Politik ist die Kunst, Staatsgeschäfte zu besorgen. Kunst nicht im Sinne der werteschaaffenden Kultur, sondern im Sinne der Artistik: denn in der Politik handelt es sich um Jonglieren, Balanzieren, Seiltanzen, Sprünge-machen. Politik also ist das Kunststück, Staatsgeschäfte zu besorgen.

Die Berufsartisten dieser Spezies der Leichtathletik nennt man Diplomaten. Ihre Fertigkeit ist Begriffsverrenkung, Rechtsverdrehung, Verschwindenlassen offenkundiger Tatsachen und Herbeizaubern von Irrealitäten. Wer es im Durcheinanderwerfen scheinlogischer Seifenblasen zu besonderer Geschicklichkeit gebracht hat, wird von den Staatsbürgern als Staatsmann hoch gepriesen und erhält von seiner Direktion edelsteingeschmückte Orden.

Die Stars der Diplomatie scheinen seit geraumer Zeit ausgestorben zu sein. Die das Handwerk heutzutage betreiben, beweisen in ihren Vorführungen soviel Ungeschick, dass das zahlende Publikum ihnen nachgerade hinter die Schliche kommt. Man fängt an, die Hexerei zu bezweifeln, da den Hexenmeistern die Geschwindigkeit

abhanden gekommen ist. Dilettanten drängen sich an den Zauberkasten, den Zuschauern gefällt die Gaukelei nicht mehr, sie wollen mitspielen und zeigen, wie man die Sache besser machen kann. Der geheimnisvolle Staatskarren hat die Gardinen zu weit zurückgeschoben. Die Zauberutensilien sind erkannt worden. Hinz und Kunz wollen selber zu jonglieren versuchen. Man musste den Wagen rot lackieren und aufs Firmenschild „Demokratie“ malen.

Hinz und Kunz haben ihren Willen erreicht. Die Staatskunst ist auf die Dörfer gegangen. Die Märkte und Flecken wählen ihre Faxenmacher selbst und sehen befriedigt zu, wie die Auserwählten ihre teuren Porzellanteller auf der Nase balanzieren, fallen lassen und entzweischmeissen. Hinter der Bühne ist man bemüht, die Scherben zu kitteln, damit das Variete weiter spielen kann.

Ein wenig Kritik hat das p. t. zahlende Publikum allmählich gelernt. Darauf ist es aber noch nicht gekommen, dass die Teller und Glaskugeln, mit denen im politischen Bumstheater gearbeitet wird, seine Rechte und Interessen sind, dass der Gaul, auf dem die Diplomatie hohe Schule reitet, sein Buckel, und das Seil, auf dem Politik getanz wird, sein Lebensnerv ist. Es schaut gemächlich zu, wie die Staatsartisten der verschiedenen Länder um seine Knochen würfeln und findet gar nichts dabei, dass zur Austragung ihrer Katzbalgereien sein Blut gezapft wird.

Der politische Hokuspokus ist ein verdammt gefährliches Handwerk, nicht für die, die es treiben, sondern für die, mit denen es getrieben wird: und das Objekt der Politik sind die Völker, sind die Nationen im Rahmen der von den Diplomaten gezogenen Landesgrenzen. Alle politische Aktion gilt der Uebertölpelung, Ueberschreitung, Uebervorteilung des nationalen Konkurrenz-Varietes.

Treten Sie ein, meine Herrschaften! Hier ist zu sehen der zweiundvierzig Jahre alte Wundervogel Deutschland! Das Fabelhafteste in seiner Art! Reicht mit ausgespannten Fittichen von der Maass bis an die Memel, und vom Kopf zu den Krallen von der Etsch bis an den Belt! Noch nicht

dagewesen! Schlägt jede Konkurrenz! Balanziert in einer Klaue das stärkste aller stehenden Heere, mit Reservisten und Landwehr vier Millionen Mann! Dazu eine Riesenschlachtflotte: Panzer, Kreuzer, Torpedos und alles Zubehör! Kolossal! — In der andern Ihre Steuern, meine Verehrten! Ihre Abgaben an Nahrungs- und Genussmitteln, an Beleuchtung, Heizung, Kleidung, Vergnügung und einen kolossalen Bruchteil aller Ihrer Einnahmen! Schwingt gleichzeitig im Schnabel eine noch nie gesehene enorme neue Wehrvorlage nebst eben erfundener Steuerdeckung! Kommen Sie näher, meine Herrschaften! Einzig dastehend! Kinder und Militär ohne Charge zahlen die Hälfte!

Und nebenan:

Kikeriki! Entrez 'sieurs-dames! Hier ist zu sehen der berühmte, konkurrenzlose, wunderbare gallische Hahn! Der, wo die Franzosen das Fliegen gelehrt hat! Er verfügt über die stärkste Luftflotte der Welt! Er beherrscht die ruhmreiche, unbesiegbare gewaltige grrrrande armee! Er wird fliegen vor Ihren Augen à Berlin! Er wird anführen la grrrrande Nation und wird zerstören von oben herunter mit Bomben und Granaten die Konkurrenz prussienne! Vive la république française! Entrez 'sieurs-dames! Kikeriki!

Das p. t. Publikum östlich und westlich der Vogesen sperrt Mäuler und Ohren auf, schreit bravo! und zahlt. Zahlt, dass ihm das Blut aus den Poren schwitzt, zahlt, dass es über dem Geldklimpern nicht hört, wie sich hinter den Kulissen der politischen Variétés östlich und westlich der Vogesen die Artisten unter einander prügeln.

In jeder Bude haben sich Parteien gebildet. Die wissen schon kaum mehr, dass sie das Dach des Nachbars in Brand stecken wollen, die möchten nur noch, jeder dem andern, die Kosten aufladen. Und die Harlekiner und Clowns, die Akrobaten und Salonhumoristen überbrüllen einander und schreien ins Publikum hinein: Wählt! Ich bin der wahre Jakob! Wer mich wählt, soll garnichts zahlen! Ich will nicht dich besteuern, lieber Wähler, son-

dem deinen Freund, deinen Nächsten, deinen Gutsherrn, deinen Tagelöhner, deine Waschfrau, deinen Gastwirt, aber beileibe nicht dich! Und der Wähler hörts, ist ergriffen von der Weisheit seines Kandidaten und macht von seinem Rechte Gebrauch — östlich der Vogesen und westlich.

Möchtet ihr nicht die politischen Gauklerbuden abbrechen, liebe Mitmenschen? Möchtet ihr nicht einsehen, dass euer Land da ist, wo ihr lebt und gedeiht, und nicht da, wo Bismarck Grenzlaten gebaut hat? Möchtet ihr nicht versuchen, für den Ertrag eurer Arbeit zu leben, statt damit Armeen zu füttern? Möchtet ihr nicht Verständigung anstreben zwischen euch und friedliche Gemeinschaft, statt für Kampf und Krieg Marktschreier zu dinge? Möchtet ihr nicht, liebe Mitmenschen, westlich und östlich der Vogesen, diesseits und jenseits der Meere, euch gegenseitig anschauen und euch fragen, ob ihr dazu Menschen seid, um allezeit als Statisten in einem Affentheater zu wirken? Möchtet ihr nicht, jeder bei sich selbst, einmal Umschau halten, ob denn im eigenen Lande alles im Rechten ist, statt euch gegenseitig anzufletschen und Böses zu tun?

Weit, weit im asiatischen Osten haben sich, fast unbenutzt im Getöse des politischen Variété-Krakehls seltsame Wandlungen vollzogen. Ueber Nacht, möchte man sagen, hat die mächtige Mandschu-Dynastie aufgehört zu sein. Ein Riesenvolk hat Ordnung geschafft im eigenen Lande. Die Aufteilung Chinas, die unsere Lehrer uns mit prophetischem Blick vorausgesagt haben, vollzieht sich: nur anders, als unsere Lehrer sie sich vorstellten. China wird aufgeteilt unter den Chinesen. — Aber das ist weit, weit von hier, im asiatischen Osten. Wir werden ins Kino-Variete gehen und uns den Film aufrollen lassen.

Aus dem „Krater“.

Der im Jahre 1909 im Berliner Morgen-Verlage erschienene Gedichtband „Der Krater“, von Erich Mühsam, ist in den Kain-Verlag übergegangen. Da der Verfasser dieses Buch für sein bis jetzt wertvollstes hält, wird er im Ausnahmefalle einmal von der Gepflogenheit absehen dürfen, im „Kain“ nur Ungedrucktes zu veröffentlichen. Die folgenden Gedichte sind sämtlich im „Krater“ enthalten.

Aus dem I. Teil: „Lyrik“.

*Die Kirchenuhr schlägt Mitternacht.
Da unten schäumt der Fluss und keucht.
Die Eisenbrücke ächzt und kracht,
und meine Stirn ist kalt und feucht.
Und meine Finger stehn gespreizt,
es zittert im Gelenk das Knie,
und hinter meinen Augen heizt
der Mondschein brandige Phantasie.
Was will das lüsterne Gestirn? — —
Ein Baum greift aus. Ein Vogel krächzt.
Ein Peitschenschlag durchreißt mein Hirn . . .
Es keucht der Eluss. — Die Brücke ächzt.*

*Ein kleines gelbes Haus, plump überdeckt
von einem flachen Dach aus schwarzem Schiefert
in dem ein klobig roter Schornstein steckt.
Unförmig klimmt aus dieses Schornsteins Bauch
ein dumpfer Lichtschein, eingepackt in Rauch,
der in der Luft verkriecht wie Ungeziefer. —
Ein Vogel macht sich aus dem Lichtschein los,
wächst rot zum Himmel, wächst— wird weltengross,
durchzuckt die Nacht in grausiger Geberde —
und blutet schwere, rote Angst zur Erde.*

Nun, armes Herz, nun half es aus,
was tückisch ein Geschick verhängt.
Nicht jeder wohnt in einem Haus,
wo Freude sich auf Freude drängt.

Und wer da wandert, Fuss vor Fuss
den wehen Weg durch Leid und Pein,
der schreibe lachend einen Gruss
dem Nächsten auf den Meilenstein.

Und geht er dann ein andres Mal
den Weg des Leids — er wird ihn gehn! —
dann bleibt er wohl in seiner Qual
an jenem Meilensteine stehn.

Er liest den Gruss, den er dereinst
für einen fremden Nächsten schrieb,
und denkt sich: Herze, wenn du weinst,
nimm mit dem eignen Trost fürlieb.

Hinter den Häusern heult ein Hund.
Denn die Schatten der Nacht sind bleich und lang;
und des Meeres Herz ist vom Weinen wund; —
und der Mond wühlt lüstern im Tang.

Durch Morgennebel streicht hastig ein Boot,
die Segel schwarz, wie vom Tod geküsst.
Die Flut faucht salzig näher und droht . . .
Dang knarrt der Seele morsches Gerüst.

Aus dem II. (satirischen) Teil.

Frühlingserwachen.

*Wieder hat sich die Natur verjüngt,
wieder sich mit frischem Stoff gedüngt,
und dem Moder wie den jungen Keimen
hat die Kunst zu malen und zu reimen.
Die Gebeine harren der Bestattung,
währenddem die Früchte der Begattung
fröhlich ins Bereich des Lebens ziehn, —
insoferne sie soweit gediehn.
Viech- und Menschern heben sich die Busen;
in den Bäumen quillt's und den Gemüsen.
Tief im Kern der Erde hats gekracht:
Ja, der Früh-, der Frühling ist erwacht.*

Der tote Kater.

*Warum schleicht der Bube Peter
mit gesenktem Kopf herum ?
Warum feixt er? Warum geht er
nicht in das Gymnasium ?
Was geschah mit ihm? Was tat er ?
Seht, von einer Wäscheleine
schlenkert ein gewesener Kater,
senkrecht ausgestreckt die Beine. —
Schlenkert schon seit sieben Tagen;
Peters Blicke aber schleichen,
wo die Tat sich zugetragen,
wo es stinkt nach alten Leichen . . .
Was der Bube sich wohl dachte,
als er dieses scheu vollbrachte? —
Wollt er nur die Luft verstäkern?
Oder freut er sich am Schlenkern?*

Der Revoluzzer.

Der deutschen Sozialdemokratie gewidmet.

War einmal ein Revoluzzer,
im Zivilstand Lampenputzer;
ging im Revoluzzerschritt
mit den Revoluzzern mit.

Und er schrie: „Ich revolütze!“
Und die Revoluzzermütze
schob er auf das linke Ohr,
kam sich höchst gefährlich vor.

Doch die Revoluzzer schritten
mitten in der Strassen Mitten,
wo er sonst unverdrutzt
alle Gaslaternen putzt.

Sie vom Boden zu entfernen,
rupfte man die Gaslaternen
aus dem Strassenpflaster aus,
zwecks des Barrikadenbaus.

Aber unser Revoluzzer
schrie: „Ich bin der Lampenputzer
dieses guten Leuchtelichts.
Bitte, bitte, tut ihm nichts!

Wenn wir ihn' das Licht ausdrehen,
kann kein Bürger nichts mehr sehen,
Lasst die Lampen stehn, ich bittl
Denn sonst spiel' ich nicht mehr mit!“

Doch die Revoluzzer lachten,
und die Gaslaternen krachten,
und der Lampenputzer schlich
fort und weinte bitterlich.

Dann ist er zuhaus geblieben
und hat dort ein Buch geschrieben:
nämlich, wie man revolützt
und dabei doch Lampen putzt.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Ich schrieb also an Caro und Landauer, und währenddem kam der Aufseher mit zwei Zigarren. Ich liess mir gleich von ihm Feuer geben und sog nun den warmen Qualm mit einer Gier in meinen, Schlund, als ob ein liebendes Mädchen seinen Herzensschatz nach jahrelanger Trennung wiederfände und abküsste. Diese erste Zigarre, bei der ich meine Briefe zu Ende schrieb, war ein wahrhafter Genuss, den ich mir noch damit erhöhte, dass ich gelegentlich aufsprang und die paar Schritte, die die Zelle dazu Raum liess, paffend auf- und abspazierte. Ganz glücklich stimmte mich auch die Aussicht, dass ich zum Abendbrot endlich etwas Kompaktes in den Leib bekommen sollte. Denn, wenn ich zusammenrechnete, was ich seit meiner Verhaftung an Nahrung zu mir genommen hatte, so ergab sich diese Zusammenstellung: Freitag abend: Milchreissuppe; Sonnabend früh: Weisser Kaffee; Sonnabend mittag: Graupensuppe; Sonnabend abend: Kartoffelsuppe; Sonntag früh: Weisser Kaffee; Sonntag mittag: Graupensuppe mit Fleischfasern. Dazu immer das feuchte Brot, das schmeckte, als hätte man aufgeweichtes Papier mit Kartoffelmehl verknetet. Abgesehen davon, dass solche Kost einem auch nur kümmerlich verwöhnten Gaumen sehr bald recht unsympathisch wird, bewirkte sie bei mir auch eine übertriebene Frequenzierung des „Leibstuhls“, was wiederum auf die Atmosphäre in meiner Zelle keineswegs erfrischend einwirkte.

Nachdem meine Lampe angezündet war, setzte ich daran die zweite Zigarre in Brand. Sie genoss ich mit etwas ruhigerem, abgeklärterem Vergnügen. Ich liess ihren Dampf langsam von der Zunge gleiten und trieb ihn dann ruckweise durch runde Lippen aus dem Mund, sodass der blaue Rauch in Ringen und Blasen, in Tüten und allerlei zierlichen Arabesken vor meinen Augen umherfloss. Diese Art zu rauchen ist nach alter Erfahrung das beste Aphrodisiacum für meine Muse. So geriet ich auch jetzt in die Stimmung, meine Gefangenschaft von einer lyrischen Seite her zu betrachten, und diese Stimmung setzte sich in folgende Verse um:

Auf dem Meere tanzt die Welle
nach der Freiheit Windmusik.
Raum zum Tanz hat meine Zelle
sechzehn Meter im Kubik.
Aus den blauen Himmeln zittert
Sehnsucht, die die Herzen stillt.
Meine Luke ist vergittert
und ihr dickes Glas gerillt.
Liebe tupft mit weichen leisen
Fingern an ein Bett ihr Mal.

Meine Pforte ist aus Eisen,
meine Pritsche hart und schmal.
Tausend Rätsel, tausend Fragen
machen manchen Menschen dumm.
Ich hab eine nur zu tragen:
Warum sitz ich hier? Warum?
Hinterm Auge wohnt die Träne
und sie weint zu ihrer Zeit.
Eingesperrt sind meine Pläne
namens der Gerechtigkeit.
Wie ein Flaggestock sind Entwürfe,
den ein Wind vom Dache warf.
Denn man meint oft, dass man dürfe,
was man schliesslich doch nicht darf.

Bevor ich weiter berichte, will ich mir eine Aufregung von der Seele zu schreiben suchen, die mir im Augenblick mehr gilt als korrekte Buchführung. Eben war Caro hier. Dieser Besuch, der eine häufige erfreuliche Abwechslung ist in der Eintönigkeit meiner Tage, bringt mich aus der Zelle hinaus und ins Büro, wo ich stets den Inspektor antreffe. Ich bitte schon, seit ich hier bin, um die Auslieferung meines kleinen Notizbuches mit den Versen, die seit dem Erscheinen den „Kraters“ entstanden sind. Gestern wollte mir der Inspektor das Buch endlich schicken, ich erhielt aber statt dessen nur meine Brieftasche. Nun benutzte ich eben die Gelegenheit, ihn auf den vermeintlichen Irrtum aufmerksam zu machen, und da stellt sich heraus, dass das Notizbuch überhaupt nicht unter den Sachen ist, die die Polizei notiert und mitgegeben hat. Ich bin völlig verzweifelt. Niemals habe ich das Buch aus der Hand gelegt, nie es aus der Tasche gelassen. Dass es zuhause in der Strasse geblieben sein sollte, halte ich für ganz undenkbar, auch glaube ich mich bestimmt zu erinnern, dass ich es im Polizeibüro in Charlottenburg mit aus der Tasche gekramt habe. Von der Berliner Polizei erhielt ich es nach der Haussuchung zurück. Das weiss ich ganz sicher. Denn als ich auf dem Zettel, der bei den zurückgelieferten Papieren lag, las: 11 Schriftstücke, ein leeres Kuvert und ein Notizbuch, da war das erste, dass ich mich orientierte, welches Notizbuch sie behalten hätten, und ich war seelenfroh, als ich konstatierte, dass mein kleines Versbüchelchen da war und nur das dicke Buch mit den aktuellen Gedichten, den Adressen und den üblichen Gelegenheitsnotizen fehlte, obwohl auch darin mancherlei steht, was ich nur sehr ungern vermisse. Und nun soll das kleine Wachstuchbuch verloren sein! Der lyrische Ertrag eines ganzen Jahres! Mit so vielen kleinen, feinen, zarten Versen an F., von denen ich keine Abschrift habe. Wie nervös wurde ich schon, wenn irgend ein naher Bekannter aus irgendeiner Veranlassung das

Buch eine Viertelminute lang in der Hand hielt! Und nun fahren mir rohe Polizeifäuste in die Taschen und es soll weg sein! Wäre doch alles andere zum Satan gegangen, was ich bei mir hatte! Das Geld meinerwegen. Die 171 Mark wäre immer noch zu ersetzen gewesen, diese Verse sind es niemals. Wer bin ich denn, dass man so mit meinem geistigen, meinem seelischen Gut verfahren darf?! Aber die Polizei ist eine Institution, die das Privileg hat — —¹⁾ Ich habe Caro gebeten, sofort alles zu tun, um das Notizbuch zu retten, für alle Fälle bei der Wirtin suchen zu lassen und vor allem die Charlottenburger Polizei anzufragen. Natürlich wird alles ohne Erfolg sein. Ich müsste nicht der alte Pechvogel sein, der ich bin, um das, was einmal verloren ist, wiederzubekommen. Ich werde mich vorerst bemühen, die Angst, den Schmerz, den Chok zu unterdrücken, der mich schwerer trifft, als die Verhaftung mit allen ihren Einzelheiten, schwerer fast, als mich der Tod eines lieben Menschen treffen könnte.²⁾

Nachdem ich also an jenem ersten Sonntag das Gedicht gemacht hatte, wurde es Zeit zum Abendessen. Ich hörte, wie den Nachbarn ihre Suppe gebracht wurde, und nicht lange darauf kam Giesmann mit meinem Schnitzel und dem Bier. Ich bin jetzt nicht in der Verfassung, den Genuss, den mir dieses Abendbrot bereitete — es lag auch ein richtiges frisches Berliner Brötchen bei — in der behaglichen Breite nachzuerzählen, wie ich das bei den Zigarren tat. Ich stelle nur fest, dass ich das Schnitzel mit ehrlichem Vergnügen ass, das Bier dazu in langen, geniesserischen Zügen aus der Flasche trank und nur bedauerte, so bald mit den Herrlichkeiten fertig zu sein und dann gleich ins Bett zu müssen, da ich vorher sehr gern noch ein bischen frische Luft und Bewegung gehabt hätte. Es half mir nichts. Es klingelte, und die harte Pritsche musste aufgeschlagen werden. Der Schlaf liess auch diese Nacht viel zu wünschen übrig, wie ich denn, seit ich hier bin, noch keine einzige Nacht so geschlafen habe, wie ich es dringend nötig hätte.

Am nächsten Morgen musste ich schon aus dem Bett, als es noch ganz dunkel war, und die Geschäftigkeit in allen Zellen und an allen Latrinen begann schon zur Wochentagszeit, d. h. gleich nach 6 Uhr. Natürlich war ich zur Aufstehenszeit am müdesten, denn, mag man mich immerhin zwingen, mich um 7 Uhr nachmittags hinzulegen, das Einschlafen bin ich nun mal erst zwischen 2 und 5 Uhr nachts gewöhnt, und diese Gewohnheit lege ich anscheinend sehr

¹⁾Den Nachsatz möchte ich mit Rücksicht auf die hohe Staatsautorität der Drucklegung vorenthalten.

²⁾ Ich erhielt das Notizbuch nach meiner Haftentlassung zurück. Es war aus Versehen dem Untersuchungsrichter in München geschickt worden, der es mir auf Antrag wieder zustellen liess.

schwer ab. Ich war infolgedessen auch nach dem Anziehen noch recht schläfrig, und als der Kaffee in dem grossen Bottich herumgetragen wurde und die düstere Sträflingsstimme „Essnapf!“ rief, da hielt ich ganz mechanisch meinen Essnapf unter den Schöpflöffel und kriegte ihn fast ganz voll mit warmem weissem Kaffee. Auch das Mordsstück Brot wurde mir wieder ausgehändigt. Ich goss den Kaffee, soweit es mir gelingen wollte, in meinen Hals, den Rest in das Geschirr, das ich kurz vorher gereinigt hatte. Von dem Brot ass ich nur wenig, das übrige nahm mir Giesmann nachher mit Vergnügen ab.

An diesem Morgen lernte ich wieder etwas Neues kennen, nämlich den gemeinsamen „Spaziergang“ im Freien. Um ½8 Uhr in der Frühe wurde die Zelle aufgemacht, der Aufseher machte mich darauf aufmerksam, dass man gleich ins Freie gehe und ersuchte mich, meinen Hut zu nehmen. Ich glaubte, jetzt werde ich wohl in einen schmucken Garten geführt werden, wo ich mich gemächlich zwischen herbstlichen Bäumen — es war immerhin schon der erste November — ergehen dürfte. Diesen Glauben dämpfte ich dann freilich ein wenig, als auf dem Korridor ein Beamter auf mich zu trat — ich hielt ihn immer für einen der drei bis vier Aufseher, weiss aber jetzt, dass er der Oberaufseher ist — und mich fragte, ob ich auch mit hinunter wolle. Zu einer anderen Zeit könne er mich leider nicht hinauslassen, aber ich brauchte nicht mit den andern in einer Reihe zu gehen, sondern möge nur immer in der Mitte des Hofes allein bleiben. Darauf legte er die Hände um den Mund, stemmte sich mit aller Kraft gegen das Brückengeländer und rief laut schallend: „Austreten!“ — Aus allen Zellen kamen sie jetzt hervor, die Untersuchungsgefangenen, die Zivilgefangenen und die Strafgefangenen, jeder mit dem Hut in der Hand, und liefen die Treppen hinunter zum untersten Korridor. Dort stellten sie sich Mann für Mann nebeneinander auf. Mich schickte der Oberaufseher ans äusserste Ende, und dann setzte sich der Zug in Bewegung, ein paar weitere Stufen hinunter zum Gefängnishof. Diesen Hof umschliesst nach drei Seiten das Gefängnis selbst, nach der vierten eine hohe Mauer, über die hinweg man die Rückwand eines Charlottenburger Miethauses mit vielen Winkeln und allerlei von dürftigen Gardinen verhängten Küchen- und Treppenfenstern sieht. Der Hof hat, das habe ich wiederholt gezählt, 90 Schritte im Umfang und eignet sich, da die ihn umgebenden Hausmauern mindestens 25 Meter hoch sein dürften, und da auf die Steine, mit denen er gepflastert ist, fortwährend dicker, kranker Auswurf gespuckt wird, zu einem Luftkurort so gut wie Timbuktu zum Seebad. Um diesen Hof marschierten also die Gefangenen herum, immer im Gänsemarsch, und als ich mich dem Zuge anschliessen wollte, legte mir der Oberaufseher nahe, doch allein quer über den Hof zu spazieren. Das tat

ich denn auch, — aber nur das eine Mal. Es ist mir unangenehm, in den Blicken der armen Menschen die Frage zu lesen: Warum soll der nicht mit uns in einem Zuge gehen? Weil er einen besseren Anzug trägt? — Ich bin vom nächsten Tage ab immer mit im Gänsemarsch gegangen.

Fortsetzung folgt.

Bemerkungen.

Der rührige Zensor. Ein in seiner Eigenschaft als Dramatiker trotz jahrzehntelanger Bemühungen bisher unbekannter Autor entschliesst sich, das Elaborat seiner Seele von öffentlicher Tribüne herunter vorzulesen. Das ist sein gutes Recht, wie es das gute Recht seiner Zuhörer gewesen wäre, ihren Beifall oder ihr Missvergnügen zur Orientierung des Dichters verlauten zu lassen. Aus der Vorlesung wird nichts, weil die Polizei sie verbietet. Der Autor schlägt Lärm. Auch das ist sein gutes Recht, ebenso dass er einen Protest verfasse, in dem er sich in miserablem Deutsch seine Qualität als dichterisches Genie bestätigt, und dass er mit diesem Protest hausieren geht, um Unterschriften zu sammeln. Den Mann trifft gar kein Vorwurf, wohl aber die Leute, die ihre guten, wertvollen Namen dazu hergeben, dass einem Minderbürtigen das Zeugnis als Ebenbürtiger ausgestellt wird, bloss weil die Polizei sein Werk nicht für die Vorlesung freigeben will. Das Zensurverbot bestätigt einer Arbeit weder ihren Unwert noch ihren Wert. Ein Zensurverbot wird dadurch, dass Männer wie Wedekind, Thoma, Meyrink usw. das betroffene Drama vor aller Welt preisen, nicht mehr ins Unrecht gestellt, als wenn sie sich mit der Erklärung begnügt hätten: „Die Polizei ist keine ästhetische Instanz. Wir protestieren dagegen, dass sie sich als solche aufspielt.“ — Eine solche Erklärung hätte ich, auch wenn ich das Werk und seinen Verfasser durchaus niedrig einschätze, unbedenklich und überzeugt mit unterzeichnet. Damit, dass die Protestierenden zugleich ein Werturteil abgeben, erreichen sie erstens, dass die Polizei sagen kann: Die Herren begründen ja ihren Protest mit der überragenden Qualität des Stückes. Sie geben damit zu, dass wir schlechte Stücke von der öffentlichen Vorlesung ausschliessen sollen. Was aber gute und schlechte Stücke sind, darin gehen die Meinungen auseinander, und wir haben den Zensurbeirat ¹⁾ und die Macht, also gilt vorerst unsere Meinung. Zweitens bewirken die Herren, dass sich jeder Dilettant nach einem polizeilichen Vor-

¹⁾ Zu allgemeinem Befremden ist neuerdings Herr Thomas Mann in den Münchener Zensurbeirat eingetreten. Ich bezweifle natürlich nicht, dass sein Entschluss in der Hoffnung wurzelte, als Mitzensor Talenten gegen die Polizeimacht zu helfen. Die Erfahrungen, die Max Halbe zur Niederlegung seines Ehrenamts veranlasst haben, hätten aber doch Herrn Mann warnen sollen, keinen ausgezeichneten Namen für die Zensurtaten des Herrn v. d. Heydte mitverantwortlich zu machen. Jedes Verbot bleibt an allen Zensoren hängen. Denn wie jeweils dieser oder jener Beirat gestimmt hat, und ob ihm ein verbotenes Werk überhaupt vorgelegen hat, bleibt durchaus Geheimnis der Weinstrasse. Thomas Mann sollte sich wirklich für eine solche Strohpuppen-Rolle zu schade sein und schleunigst dem Beispiel Max Halbes folgen.

lesungsverbot sehnen wird, da er ja dadurch kostenlos von den Besten der deutschen Literatur die Bestätigung als Dichter erhalten kann. Wenn schon die Polizei den Unterschied zwischen Wedekind, Thoma, Bahr auf der einen Seite und irgendeinem Stümper auf der anderen Seite nicht machen kann, die Herren Frank Wedekind und Ludwig Thoma, meine ich, sollten ihn machen.

Notabene: Ich habe stark Zweifel, ob sich die Polizei beim Verbieten öffentlicher Vorlesungen überhaupt in berechtigter Ausübung ihrer Amtsvollmacht befindet. Ich beabsichtige, bei passender Gelegenheit die Probe aufs Exempel zu machen und, ohne die hohe Genehmigung einzuholen, das vorzutragen was mir passt. Die Bestimmungen, die für öffentliche Aufführungen gelten, gelten nach meiner Auffassung der Dinge keineswegs für öffentliche Vorlesungen eines Einzelnen. Ich fordere niemanden auf, irgend etwas gegen die Anordnungen der Polizei zu unternehmen, aber ich teile meinen Lesern mit, dass ich es tun würde.

„Titanic.“ Nachdem der Zeitungsleser die Familiennachrichten studiert und festgestellt hat, dass keiner seiner Freunde, Feinde und Anverwandten geboren, gestorben oder in den Ehestand getreten ist, wendet er sich der Rubrik „Unglücksfälle und Verbrechen“ zu. Ueber Gattenmorde, Liebestragödien, Rabenmütter und Eifersuchtsdramen gelangt er zu den Automobilapachen, empört sich über die verbrecherische Kaltblütigkeit der Räuber, die ihm gleichwohl in verborgenen Seelenfalten imponiert, und ist schliesslich in hohem Masse befriedigt, dass die rächende Staatsgewalt der Banditen doch habhaft geworden ist, und dass Bonnot nicht ohne sehr ungewöhnliche und gruselerregende Begleitumstände ums Leben kam. Es folgt die Lektüre der Eisenbahntgleisungen, Schiffszusammenstösse, Erdbeben, Schlagenden Wetter, Fabrikexplosionen und Warenhausbrände, bei denen in der Regel nur eine grosse Anzahl von Leichen dem Bedürfnis nach sensationellem Kitzel einigermaßen genügt. Hat er die Spitzmarke „Schreckliches Unglück auf den Fidji-Inseln“ gelesen, so fragt der Leser nur: Wieviel Tote? und: Wer hat Schuld? Das Interesse an Bedauerlichkeiten erlahmt im Quadrat der Entfernung und im umgekehrten Verhältnis zu Besitz und Einkommen der Betroffenen.

Seit langer Zeit hat kein Unglücksfall das öffentliche Gemüt in solchem Masse erhitzt, wie die „Titanic“-Katastrophe. Der wahre Grund dieser Erhitzung liegt bestimmt nicht im reinen Mitgefühl mit den 1600 im Ozean begrabenen Menschen. Man hat Minenexplosionen erlebt, die doppelt und dreifach soviel Opfer verlangt haben, und der Gang der Geschäfte blieb ungestört. Das Mitgefühl gedieh höchstens bis zur Neugier, wen die Untersuchung schuldig finden würde. Das Entsetzen über den Untergang der „Titanic“ gilt nur einem Zehntel der Toten. Die Riesenzahl derer, die zugleich starben, ist nichts als eine wirksame Folie bei der Beweinung der Minderheit, deren Millionen sich gegenüber der Kraft eines schwimmenden Eisbergs als unwirksam erwiesen haben.

Gewiss ist es unendlich traurig, zu denken, dass Menschen in der Gewohnheit, ihren Launen jedes Vergnügen zu gönnen, ein neues unerhört prächtiges Schiff besteigen, dessen Name schon die Bezwingung jeder Naturmacht verspricht, und inmitten der Freude, als erste eine Siegesfahrt an Schnelligkeit, Sicherheit und Luxus über das Weltmeer zu machen, vom eiskalten, unsäglich schauerhaften

Tode überrascht werden. Aber der Gedanke dämpft das Mitleid mit diesen reichen Leuten, dass bei den Rettungsversuchen die Armen, die nicht um des Vergnügens, sondern um ernster Lebensnotwendigkeiten willen die Reise mitmachten, ganz vernachlässigt wurden, ja, dass man, um den Reichen das Vergnügen der Seereise zu erhöhen, die selbstverständlichen Vorsichtsmassregeln schon vor der Abfahrt versäumt hatte.

Jetzt, wo das Unglück geschehen ist, klagt man die White Star Linie und ihre Direktoren an, dass nicht genug Rettungsboote an Bord waren. Die die Anklage erheben, sollten sich fragen, ob sie, hätten sie als Vergnügungsreisende die Fahrt mitgemacht, nicht ganz einverstanden gewesen wären, dass da, wo für die Zwischendeck-Passagiere Boote hätten untergebracht werden können, lieber Tennisplätze geschaffen wären und Bannen, die ihre Damen auf Kamelen abreiten dürften. Man schimpft, dass die Gesellschaft den Schnelligkeitsrekord schlagen wollte und vergisst, dass das zu den Sensationen gehörte, die man dem verwöhnten Luxuspublikum bieten musste.

Die Forderung, die angesichts des Untergangs der „Titanic“ erhoben werden müsste, sollte so lauten: Wer sich für sein Geld in Gefahren begeben will, dem soll man die Möglichkeit dazu mit allem nur erdenklichen Luxus schaffen. Man soll aber die Armen, die nur übers Meer wollen, und denen weder an Tennisplätzen nach an Sportserfolgen liegt, auf sicheren Schiffen und mit aller Vorsicht gesondert befördern. Um hundert Menschen eine Fahrt angenehm zu machen, soll man nicht tausend in Gefahr bringen, die von den Annehmlichkeiten ohnehin nichts haben.

Endlich möge man die Anklagen gegen die Gesellschaft solange zurückstellen, bis man sich nicht geprüft hat, ob man nicht selbst Dreck am Stecken hat. Kein Aktionär irgend eines Bergwerks sollte gegen die White Star Linie den Mund auf tun, sondern bedenken, dass er, was oft schrecklich zu Tage trat, seine Dividenden der Ersparung von Sicherheitsmassregeln für die arbeitenden Bergleute dankt. Dem gefühlvollen Zeitungsleser aber sei nahegelegt, seine Tränendrüsen zu schonen. Seine Trauer um die 1600 Toten kann so gross nicht sein, da er jeden Tag bereit ist, für die „Ehre der Nation“ einem Krieg zuzustimmen, der, was er vorher ausrechnen kann, das Hundertfache an Menschenleben kosten kann.

Werfen wir der Natur nicht ihre Eisberge vor, solange wir Menschen ihr mit unsern Mordwaffen den Rang ablaufen.

Die Jesuiten. Es herrscht grosser Schrecken im Lande Bayern. Die Liberalen und Sozialdemokraten haben seit Jahr und Tag dem Zentrum geholfen, die Aufhebung des Jesuitengesetzes herbeizuführen. Ungezählte Male hat der Reichstag (der bekannte Willensausdruck des deutschen Volkes) denn auch die Aufhebung des Jesuitengesetzes beschlossen. Aber der Bundesrat, die Exekutive der Regierungen, wollte nicht. So blieb das Ausnahmegesetz in Kraft. Nun hat plötzlich Bayern eine neue Regierung gekriegt, die — ein erster Schritt zu dem von Liberalen und Sozialdemokraten inbrünstig herbeigesehnten parlamentarischen Regime — der Mehrheit des Parlaments entsprechend zusammengesetzt ist. Diese Regierung hat das Mittel gefunden, dem im Reichstag so oft bekundeten Willen des deutschen Volkes Geltung zu verschaffen. Sie hat mit einer geschickten Interpretation das von Liberalen und Sozialdemokraten immer wieder

abgelehnte Jesuitengesetz für Bayern so ziemlich unwirksam gemacht. Eine echt demokratische, echt volkstümliche Regierung — wie? Ja, Husten! Die Liberalen und Sozialdemokraten haben sich anders besonnen. Sie schreien Zeter und Mordio, weil die Reichsgesetze von der bayerischen Regierung nicht respektiert werden. Sie schreien im deutschen Reichstag und sie schreien im bayerischen Landtag, nur während sie sonst den Bundesrat anklagen, dass er die Beschlüsse des deutschen Volkes nicht vollziehe, klagen sie ihn jetzt an, dass er die Interpretation eines Gesetzes im Sinne der Beschlüsse des deutschen Volkes nicht hindere. Und eine Angst vor den Jesuiten kommt dabei zum Vorschein, dass man sich die Nase zuhält vor soviel vollen Hosen! Ach, liberale und sozialdemokratische Freiheitskämpfer, lasst sie ruhig ins Land, die bösen Jesuwiter! Mit Staatsgesetzen macht man unbequeme Bewegungen doch nicht tot, und euch gegenüber werden die Leuten ohnehin nichts zu tun finden. Um mit euch Kropfzeug fertig zu werden, bedarf es wirklich keiner Jesuitenkünste.

Vom Geistesmarkt. Die „Meggendorfer Blätter“, Zeitschrift für Humor und Kunst, bringen in ihrer Nr. 1114 vom 30. April 1912, auf Seite 99 folgenden Witz:

„Moderner Haushalt.

Frau: „Ich habe zwei Zentner Kohlen bestellt!“

Mann: „Warum denn gleich zwei?““

**Im Kain-Verlag München, Baaderstraße 1a
ist erschienen:**

„Der Krater“

Gedichte von Erich Mühsam.

Preis: M. 2.—

KAIN, Heft 12. Inhalt: Die Bergarbeiter. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — „M. N. N.“ — Die Stimmrechts-Amazonen. — Die Geheimnisse von Czenstochau. — Ein Opfer seines Berufs. — Bittingers Fehltritt.

KAIN, Heft 1. Inhalt: Anarchistisches Bekenntnis. — Münchener Theater. — Intriguen. — Bemerkungen. — Karl May. — Die Pleite im Ruhrrevier. — Mottl und die „Münchener Post“. — Die Tugend hat gesiegt.



Preßrelationsbureau „hansa“

Teleph. Amt Moabit 6121 Berlin NW 23 ♦ hofsteiner Ufer 7 ♦

Inh.: Jng. M. Krause

liefert alle Nachrichten über

Kunst, Literatur, Wissenschaft

schnell — vollständig — preiswert.

Akademisch und literarisch gebildete Lektoren.
Vorzügliche Organisation!



Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
8 Pfennig
zu
frankieren.

An

Don
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904. M. 2.40.

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M.2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

==== Bitte hier abzutrennen. ====

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1912. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar
bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

.....
.....

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.